

# Editorial

Dem Vorferientermin angemessen haben wir in dieser Ausgabe ein Dossier zum Tourismus eingebaut, das sich ganz der Initiative und dem Engagement unserer Schwesterzeitschrift *Documents* verdankt. Hier kann man nicht nur über die historische Entwicklung des Tourismus in beiden Ländern und den Zusammenhang von Kulturtourismus und Wirtschaftsförderung (Gérard Fossier) einiges lernen, sondern auch über Völkerpsychologie und die Hartleibigkeit nationaler Stereotypvorstellungen, die etwa am Ende des Beitrags von Virginie Vendamme kurz kritisch beleuchtet werden. Deutsch-französische Unterschiede zeigen sich zunächst darin, dass Frankreich weltweit das Zielland Nummer eins ist, während die Deutschen sich weiterhin als Reiseweltmeister präsentieren. Das hat nicht zuletzt die deutschen Reiseveranstalter so sehr gestärkt, dass sie problemlos und trotz des üblichen politischen Sperrfeuers französische Konkurrenten übernehmen konnten (vgl. den Beitrag von Jean-Philippe Lol). Allerdings, so darf man ergänzen, ist TUI, der weltgrößte Reiseveranstalter, bisher in Frankreich nicht so recht glücklich geworden. Der in diesem Frühjahr bei der Vorstellung der Geschäftszahlen deutlich gewordene Gewinnrückgang verdankt sich nahezu ausschließlich einem Verlust von 10 Millionen Euro im Frankreichgeschäft. Das bedeutet freilich nicht, dass die Deutschen und andere Touristen sich ganz von Frankreich abgewandt hätten. Es waren nur die Krawalle in den Vorstädten, die viele des Landes nicht Kundige davon abgehalten haben, zum Weihnachtsbummel in Europas Metropole zu reisen. Gleichzeitig kann man feststellen, das sich am relativen Desinteresse der Franzosen an Deutschland als Reiseziel wenig geändert hat.

Die deutsch-französische Zusammenarbeit ist jedoch, unbeschadet dieses und anderer Missverhältnisse, fruchtbarer, als es der Tenor der meisten Zeitungsberichte vermuten lassen könnte. So ist der Deutsch-Französische Ministerrat im März in Berlin bei weitem nicht so gewürdigt worden, wie

es Fülle und Bedeutung der dort beschlossenen Kooperationen verdient hätten. Wir haben deshalb in dieser Ausgabe – für die April-Ausgabe kamen die relevanten Informationen zu spät – die größten Einzelvorhaben und die wichtigsten Kooperationsfelder dokumentiert (siehe „Das Dokument“). An erster Stelle geht es um den deutsch-französischen Beitrag für Forschung und Innovation in Europa mit Projekten unter anderem in der Pflanzengenomik, der Krebs- und Meeresforschung, um die Vertiefung der Kooperation zwischen Fraunhofer-Gesellschaft und Fédération Carnot bis hin zum Beschluss über die Entwicklung der Suchmaschine „Quero“ und der Weiterführung des Projekts der „Europäischen digitalen Bibliothek“. Konkrete Projekte, zu denen Abkommen unterzeichnet werden konnten, sind ferner die Eisenbahnbrücke bei Kehl oder auch der Austausch über Verkehrsverstöße. Auf die kaum noch überschaubare Fülle der Forschungsschwerpunkte auf bilateraler und europäischer Ebene kann nur cursorisch verwiesen werden. Ein weiteres zentrales Thema war das Europa der Chancengleichheit und der Integration. Hierzu wurden ein intensiver Erfahrungsaustausch und Kooperationen vereinbart.

Als Motor für Europas weitere Integration scheint das deutsch-französische Duo jedoch bis zur nächsten Präsidentschaftswahl weniger geeignet. Im Pariser Elysée-Palast wird seit vielen Monaten schon das Stück „fin de partie“ aufgeführt (Medard Ritzenhofen). Bis der Vorhang endgültig fällt, also 2007, scheinen Jacques Chirac und seine regierende Truppe den Aufmerksamkeitsgewinn, den Chiracs Vorgänger Mitterrand mit seinem langen Sterben und den es begleitenden Enthüllungen zu seiner Vichy-Vergangenheit erntet hatte, durch scheiternde Gesetzesvorhaben und zunehmend durch Intrigen und Ränkespiele kompensieren zu wollen. Schon vor Mitterrand hatte Valéry Giscard d'Estaing dank der ihm vom Kannibalen-Kaiser Zentralafrikas, Bokassa, geschenkten blutigen Diamanten, vorgeführt, wie man das „fin de règne“ als Götterdämmerung aufführen kann. So scheint sich die Geschichte zu wiederholen, nicht als Tragödie, sondern eher als Farce.

Johannes Thomas